

Barbara Dröscher

Wer sagt, dass Zwiespalt Schwäche sei?

Das Leben des jungen
Wilhelm Dröscher 1920–1948



Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
unter *<http://dnb/ddb.de>* abrufbar.

ISBN 978-3-8012-0472-3

© 2015 by

Verlag J. H. W. Dietz Nachf. GmbH
Dreizehnmorgenweg 24, 53175 Bonn

Umschlagfoto: Privatbesitz Barbara Dröscher

Umschlaggestaltung: Hermann Brandner, Köln

Satz: Kempken DTP-Service | Satztechnik · Druckvorstufe · Mediengestaltung, Marburg

Druck und Verarbeitung: CPI – Ebner & Spiegel GmbH, Ulm

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany 2015

Besuchen Sie uns im Internet: *www.dietz-verlag.de*

Inhalt

Prolog	9
Zur Rekonstruktion der Geschichte	9
Vorbemerkung zu »Mischlings«-Fragen – von »Halb- und Vierteljuden«	11
1 »Nicht arisch« – plötzlich war er »anders«	15
Eine Mutter mit jüdischer Herkunft	15
Zwischen nationalsozialistischen Verwandten und jüdischen Nachbarn	18
Der jugendbewegte Fähnleinführer – die Nerother und die Nazis	21
Sohn einer »Mischehe«	29
Liebe, Sex und Ausgrenzung	36
Pogrom und Betroffenheit	41
Die Eltern in »privilegierter Mischehe«	44
Heiratsverbote, Zwangssterilisation und »Endlösung«	50
Anpassungsdruck und Ausweichbewegungen	55
2 Als »Mischlings«-Soldat in der Wehrmacht	59
Zwischenzeit	59
Ausnahmeregeln	63
Als »jüdischer« Soldat an der Ostfront – 1941 bis Mai 1942	69
Ausharren vor Leningrad	74
Deutsch-russische Besatzungsverhältnisse	81
Stillstand im russischen Winter	86
Mörderischer Rückzug in die Winterstellung	99
Wehrmachtskreise	103
3 Schlüsselmoment im Sommer 1942	107
Einsatz bei der SS-Reich	107
Unter Druck	114
Die Fälschung bei Białystok	117
Ausfluchten aus rassistischer Diskriminierung	120

4	Eigensinn, Anpassung und Enttäuschung	129
	Ein Gedankenaustausch	129
	Heroismus, Flucht- und Kolonialfantasien	141
	Ansichten aus dem Blickwinkel der Offiziere	145
	Die Ausnahmegenehmigung	149
	Partisanen und Widerstand zwischen Smolensk und Wilna	151
	In Deckung gehen und das eigene Schicksal in die Hand nehmen	153
	Fahrten durch ein terrorisiertes Hinterland	157
	Bessere Aussichten	161
	Offiziersanwärter auf Lehrgang	166
5	Im Land der Zypressen und Partisanen	175
	Wo am Rande des »Paradieses« der Abgrund klafft	175
	Stellungswechsel vom »Paradies« zum Höllenrand	182
	Der Dienstag eines Adjutanten	186
	Was der Offizier WD erfahren haben kann	192
	In Istrien – Partisanengebiet in den Bergen	195
	Mitten drin – Erlebnisse im Partisanengebiet Istrien	202
	Ausflüge und der geweitete Blick beim Fliegen	208
	Eine neue Epoche	213
	Zwischen Vorgesetzten und Untergebenen – und die	
	Einsamkeit des »Mischlings«	217
	Partisanenkrieg im Apennin	220
6	Rückzugsschlachten und Hoffnungsschimmer	227
	Die Welt geht in Trümmer	227
	Nachdenklichkeit inmitten der Trümmer	230
	Krieg nach zwei Fronten	236
	Die Beförderung zum Oberleutnant	242
	In der Hölle der Schlachten am Rubikon	245
	Misstrauen zwischen Besatzern und Besetzten in Italien	251
	Kunstschätze und Lektüren hinter der Rückzugsfront	255
	Hoffnungen auf ein gutes Ende	261
	Das Ende im Abseits	263
	Befreiung: Wir sind noch einmal davon gekommen	266

7	Neuanfang und Entnazifizierung	271
	make the best of it	271
	Ortsbestimmung	274
	Die Wendung zur sozialistischen Idee in der KPD	281
	Zwiespalt im politischen Umfeld	285
8	Entnazifizierung – nichts als Schwindel?	291
	Innere Widerstände gegen die Entnazifizierung	291
	WD als Leumund in Entnazifizierungsverfahren	294
	Entnazifizierung und Kriegsverbrechen	299
9	Europa den Partisanen	305
	Soziale Fragen statt Kriegsgefahr	305
	Amtsbürgermeister und Schwenk zur SPD	307
	Krieg und Frieden – und die Gefahr, zwischen die Fronten zu geraten	310
	Partisanen in Europa oder das Europa der Partisanen	311
	Nachwort	317
	Die Entdeckung der Fälschung	317
	Die Verleugnung	318
	Die Mühler Oma und der Holocaust	323
	Das Archiv	324
	Literaturverzeichnis	327

Prolog

Zu öffnen nach meinem Tod, allerdings nicht von meiner Frau.
Das stand handschriftlich auf dem großen gelben Couvert, das erst zwanzig Jahre nach dem Tod Wilhelm Dröschers (1920–1977) gefunden wurde. Darin steckte ein grünlicher verblasster und mit einem roten Siegel verschlossener Briefumschlag. Im Siegel war mit Nadelstichen das Datum »16.12.43« eingeprägt. Am 16. Dezember 1943, zwei Tage vor der Hochzeit mit Lydia, war telegrafisch der Stellungsbefehl zu seiner neuen Einheit beim Offizierslehrgang eingegangen, wo er sich am 20. Dezember zu melden hatte.

Im Umschlag befand sich die Gummiplatte eines Stempels, der in der Geschichte Wilhelm Dröschers und seiner Familie eine Schlüsselrolle spielt. Die Mutter, Frieda Dröscher, geborene Suchonizky, stammte aus einer jüdischen Familie aus der Gegend von Białystok. Durch diesen Stempel des »Bürgermeister[s] als Ortspolizeibehörde in Wolkowysk« auf einer Abschrift aus den »Trauungsbüchern des Jahres 1887 des röm.-kath. Pfarramtes in Wolpa« im Bistum Wilna wurde sie zur »Halbjüdin«, wie es im rassistischen Ordnungssystem des Nationalsozialismus hieß, weil ihr Vater, der Bräutigam von 1887, hier als römisch-katholisch erschien. Dieser Stempel diente zur Fälschung der Papiere und trug so dazu bei, die Mutter vor der Deportation zu bewahren, die Familie zu schützen und die Vernichtung der Existenzgrundlage der Familie abzuwehren. Dem jungen Wilhelm Dröscher selbst ermöglichte die Fälschung den Aufstieg zum Offizier in der Wehrmacht und ebnete die Schwelle zur Heirat. Der Stempel hatte aus dem »Halbjuden« Wilhelm Dröscher einen »Vierteljuden« gemacht.

Zur Rekonstruktion der Geschichte

Die Rekonstruktion der Geschichte meines Vaters als »Mischling« und seines Weges von der bündischen Jugend zum jüdischen Offizier und von der KPD zur Sozialdemokratie (1920–1948/58) stützt

sich auf eine Vielzahl von Dokumenten, die im privaten Archiv der Familie und dem Archiv der Wilhelm-Dröscher-Stiftung gesammelt sind. Um die persönliche Geschichte besser zu verstehen, habe ich zu den Briefen, Tagebucheinträgen und Notizen historisches Wissen zur jeweiligen Situation im Dritten Reich, im Krieg und im Nachkrieg gesucht. Damit beim Lesen die Passagen aus Texten meines Vaters als Auszüge aus Briefen, Notiz- und Tagebüchern erkennbar sind, erscheinen sie kursiv, was ja auch der Handschrift in den Originalen am ähnlichsten ist. Die Briefe waren, falls nicht anders gekennzeichnet, alle an meine Mutter, Lydia Dröscher, geborene Embs, gerichtet und hatten zum Teil die Funktion eines Kriegstagebuches.

Bei der Kontextualisierung geht es weniger um Vollständigkeit als um die unmittelbaren Bezüge, die sich zwischen dem Geschehen und den Berichten und gedanklichen Wegen meines Vaters herstellen lassen. Was die Geschichte der Juden im Dritten Reich angeht, stütze ich mich im Wesentlichen auf das den Stand der historischen Forschung zusammenfassende Werk Saul Friedländers »Das Dritte Reich und die Juden« von 2008. Was die Situation der Juden in Kirn angeht, ziehe ich die Studie »Auf den Spuren jüdischer Geschichte in Kirn« von Nikolaus Furch und Hans Werner Ziemer aus dem Jahr 1999 heran. In Bezug auf die besondere Situation meines Vaters als »Mischling« beziehe ich mich auf Beate Meyers Studie von 1998, »Jüdische Mischlinge: Rassenpolitik und Verfolgungserfahrung 1922–1945« und Bryan Mark Riggs Untersuchung: »Hitlers jüdische Soldaten« von 2003. Über die Bedeutung des Partisanenkriegs an der Ostfront habe ich bei Christian Hartmann, »Wehrmacht im Ostkrieg« (2010) und über die Wehrmachtsverbrechen in Italien bei Friedrich Andrae (1995) und Gerhard Schreiber (1996) nachgelesen. Weitere Studien habe ich benutzt, um zu verstehen, wie weit das Denken meines Vaters durch die Zugehörigkeit zur bündischen Jugendorganisation »Nerother« geprägt war und in welcher Beziehung seine Haltung bezüglich der Entnazifizierung zum Zeitgeist nach dem Krieg stand. Viele Einzelheiten zu Kriegsschauplätzen konnte ich durch die immensen Möglichkeiten der Recherche im Internet ausfindig machen. In einer Literaturliste am Ende des Buches finden sich die genauen Angaben dazu.

Meine Rekonstruktion folgt der zeitlichen Chronologie: von der Kindheit über die Zeit als Soldat, in der die Fälschung einen Schlüsselmoment darstellt, und reicht bis in die Nachkriegszeit, in der nach einem Engagement für die KPD die Entscheidung für den Eintritt in die SPD fällt. Ein Ausblick auf die verteidigungspolitische Position im ersten Jahr seines Mandats als Bundestagsabgeordneter dokumentiert die Bedeutung der Erfahrung des Partisanenkriegs und bietet so eine Folie, durch die sich Spuren im Material aus dem Krieg deutlicher abzeichnen.

Die Geschichte meines Vaters, die ich zu rekonstruieren versuche, ist von bedrückender Ambivalenz gezeichnet. Sie zu erzählen, ist ein Versuch, die mit dem Verschweigen verbundene Verleugnung und Scham – ein Thema, dem ich mich im Nachwort widme – zu überwinden und durch die Anerkennung des Geschehenen, meinem Vater gerechter zu werden. Wenn auch das ein Beitrag zur Wiedergutmachung leisten könnte, wäre ich dankbar. Bei der Rekonstruktion habe ich mich jedoch um sachliche Distanz bemüht. Ich habe diese Distanz und auch die immer währende Differenz zwischen Rekonstruktion und tatsächlicher Person markiert, indem ich den Namen meines Vaters auf die Initialen WD reduziere. Auch wenn das beim Lesen zunächst sperrig erscheinen mag, werde ich deshalb von nun an die Geschichte von WD erzählen.

Vorbemerkung zu »Mischlings«-Fragen – von »Halb- und Vierteljuden«

Wenn es darum geht, Macht auszuüben, werden Differenzen hervorgehoben, um Grenzen zwischen Menschen zu ziehen. Häufig dient der Diskurs über diejenigen, die quer zu den Grenzen stehen, gerade dazu die Grenze fester zu markieren und die Polarisierung zwischen den beiden Seiten zu verstärken, denn im Versuch der Zuordnung zu einer oder der anderen dieser beiden Seiten müssen diese als gegebene, gesicherte Identitäten beziehungsweise homo-

gene Lager erscheinen. Für das nationalsozialistische Deutschland schien es klar, dass eine Grenze zwischen Juden und Deutschen einfach zu ziehen sei. Deutsche Juden, jüdische Deutsche, Menschen, deren Eltern jüdisch waren, die sich aber selbst keineswegs als Juden verstanden – die Unterschiede verschwanden in der jeweiligen Zuordnung entsprechend der Abstammungsurkunden, die alle vier Großeltern als jüdisch auswiesen. Erst bei den sogenannten »Mischlingen« begann der Disput. Der Aufwand, der mit der Bestimmung ihres Schicksals getrieben wurde, trug dazu bei, das biologische Entscheidungsverfahren als selbstverständlich und damit unhinterfragbar wirken zu lassen.

Das Schicksal von Menschen, die als »Mischlinge« im Dritten Reich lebten und überlebten, ist angesichts der Millionen jüdischer und »nichtarischer« Menschen, die Opfer des Holocaust wurden, wenig beachtet worden. »Da die »Mischlinge« innerhalb Deutschlands letztlich nicht in den Judenmord einbezogen wurden, schien ihr eigenes Verfolgungsschicksal marginal« schreibt Beate Meyer einleitend zu ihrer Studie über »Jüdische Mischlinge«. (Meyer 9) Vielleicht können die tatsächlichen Repressionen im Vergleich zu den zwischen NSDAP-Führung und NS-Staatsbürokratie ventilierten radikalen Maßnahmen zur »Endlösung« der Mischlingsfrage, von der Zwangssterilisation über Aussiedlung bis hin zur Deportation eher gering anmuten (vgl. Meyer 9), aber die persönliche Geschichte jedes Einzelnen von ihnen war davon für immer geprägt. Sie waren Kinder sogenannter »Mischehen«. Die Gefahr, in dem mindestens der jüdische Elternteil schwebte, muss Furcht hervorgerufen haben, und sicher löste die unbestimmte, aber beständige Bedrohung der eigenen Situation weitere Ängste aus, nicht nur um die eigene Person, sondern insbesondere um »Mischlingsgeschwister« und Lebenspartner. Menschen wie WD mussten sich gebrandmarkt fühlen und waren so einem besonderen psychischen Druck ausgesetzt. Ihre prekäre Position warf permanent Fragen auf, die ständig ein heftiges Ringen um Identitäten – im kultursoziologischen Jargon nennt man das transkulturelle Identitätskonstruktionen – erzwangen und deren Beantwortung ständiger Abgrenzung und schwankender Identifikationen bedurften.

»Die in der Regel zwischen 1870 und 1935 geborenen ›Mischlinge ersten Grades‹ erlebten Stigmatisierung und Ausgrenzung als Erwachsene, Jugendliche oder Kinder. Je nach Lebensphase geriet dabei ihr Selbstverständnis ins Wanken, Lebensentwürfe konnten nicht verwirklicht werden, Positionen in der gesellschaftlichen Hierarchie gingen verloren [oder konnten nicht erlangt werden], das Gefühl für den Wert ihres Wissens und ihrer Leistungen wurde erschüttert, die Chancen auf eine selbstgestaltete Zukunft schwanden dahin.« (Meyer 9)

Insbesondere Wehrmachtsangehörige, die Kenntnis von den Massenverbrechen an der jüdischen Bevölkerung im Osten hatten, muss die Frage des eigenen Verhältnisses zur Rassendifferenz und des Überlebens von Familienangehörigen in die Knochen gefahren und nur durch extreme Verdrängung aus dem Kopf gegangen sein. Geschätzt wird, dass während des Dritten Reichs Zehntausende von Männern jüdischer Abstammung in der Wehrmacht dienten.

1 »Nicht arisch« – plötzlich war er »anders«

Eine Mutter mit jüdischer Herkunft

WD, geboren am 7. Oktober 1920, war im Januar 1933 gerade 12 Jahre alt. Ob er wohl, bevor die Nationalsozialisten das politische und gesellschaftliche Leben in Deutschland völlig beherrschten, über die jüdische Herkunft seiner Mutter nachgedacht hat? Vielleicht wusste er nicht, »was es bedeutete, Jude zu sein«, aber ich kann mir nur schwer vorstellen, dass sich auch in seinem Kopf das herrschende Klischee vom »armen, kulturell rückständigen und »schmutzigen« Ostjuden« festsetzen konnte, wie es laut Rigg (2003, 11 f.) bei anderen »Mischlingen« war. Denn diese Stereotype konnte nicht so leicht mit den Bemerkungen, vielleicht sogar Erzählungen seiner Mutter über ihre Jugend und die Verwandtschaft in Białystok in Einklang zu bringen gewesen sein, selbst dann nicht, wenn, wie später erzählt wurde, der jungen Frau von der hochnäsigen Kirner Verwandtschaft zunächst kein großer Respekt entgegen gebracht wurde. Man dachte sogar daran, sie zuerst nach München zu schicken, damit sie dort bei der Schwägerin mit der Hauswirtschaft in der »besseren Gesellschaft« bekannt gemacht werden sollte.

Vom Sägewerk, das Wilhelm Dröscher sen. im Osten verwaltete, gibt es Fotos, auf denen neben Männern in traditioneller jiddischer Kleidung auch welche in Stadtanzügen abgebildet sind, auf einem anderen postieren junge Frauen kokett in Sommerkleidern und mit Besen bewaffnet vor der Veranda eines Holzhauses. Eine davon könnte Frieda sein, es besteht – zumindest lässt es das kleinformatige Bild erahnen – eine frappierende Ähnlichkeit mit einer ihrer Uhrenkelinnen. Doch wo genau Frieda aufgewachsen ist und von was die Familie lebte, ob sie tatsächlich etwas mit dem Sägewerk zu tun hatten, das Wilhelm Dröscher sen. von 1916 bis 1919 in einem kleinen Ort in der Umgebung im Auftrag des Heeresober-

kommandos Ost verwaltete, ist mit der Fälschung aus dem Gedächtnis der Familie gestrichen. Nur die Adresse, Białystok ul. Zamienhafa 16, einer großen Straße im Zentrum der Stadt, findet sich in einem Brief von WDs Schwester Gertrud vom 12. Mai 1942, in dem es um die Beschaffung der Abstammungsunterlagen geht. Es war die letzte Adresse, an die sich Frieda damals erinnern konnte, aber da waren ihre Eltern wohl erst 1937 hingezogen. Auch das Haus der Cousine, mit der Frieda eng verbunden war, stand an einer der bedeutenden Straßen in Białystok, zentral, also nicht im Getto. Von Luba Alkon Biegun wissen wir, dass sie als kleines Mädchen hörte, wie ihre Großmutter und Mutter, Schwestern und Cousinen – also Friedas Tante, Cousine und Großnichten –, heimlich über Fryda sprachen. Getuschelt wurde darüber, dass diese sich in Deutschland mit einem deutschen Herrn verheiratet habe. Dieser Strang der Familie war streng jüdisch und so muss Friedas Heirat mit einem deutschen Protestanten gegen die Regeln verstoßen haben. Belegt ist auch die Erinnerung an die Konditorei eines Onkels, die die junge Frieda zusammen mit ihrem doppelt so alten Bräutigam, dem »deutschen Herrn« besuchte, wenn sie ausgingen. Also kann in WDs Bild vom Leben der jüdischen Anverwandten in Białystok nicht allzu fremd und entfernt von dem der gutbürgerlichen Kleinstadtfamilie in Kirn gewesen sein. Vielleicht fand WD diese Vorstellung als Jugendlicher sogar aufregender, denn Frieda hatte einen Bruder, der 1936 als Berichterstatter einer russischen Zeitung zur Olympiade nach Berlin gekommen sein soll. Ein anderer Bruder soll außerdem als Pilot eines zionistischen Flugzeugs im Mittelmeer abgestürzt sein. Aber nichts davon haben uns WD oder Frieda je richtig erzählt.

Was Frieda von dieser Kultur mit nach Deutschland gebracht hat, ist leider verloren gegangen. Vielleicht fanden sich noch Spuren in der Art, wie sie zum Beispiel meinen Namen (Bärbelein) aussprach, und in manchen jiddischen Ausdrücken, die nachhallen, ohne dass ich sie greifen könnte. Wahrscheinlich war das Jiddisch auch die Voraussetzung dafür, dass sie ohne größere Umstände aus dem Russischen, das ihre Schulsprache gewesen sein muss, und dem Polnischen, das in der Stadt gesprochen wurde, zum Deutschen

wechsellern konnte. Von dieser Fremdsprachlichkeit blieb nichts in der Erinnerung, als dass sie die lateinische Schrift nicht beherrschte. Hatte sie nur auf Kyrillisch schreiben gelernt, oder auch auf Jiddisch?

Frieda Dröscher war als 21-Jährige nach Deutschland gekommen, gleich schwanger geworden und sicher war in der Ehe mit einem als starrköpfig bekannten Mann und im Kreis einer hochnäsigen »besseren« protestantischen Kleinstadtfamilie an die Entwicklung einer eigenen jüdischen Position gar nicht zu denken. Die völlige Trennung von der Heimat entsprach außerdem der normalen Migrationserfahrung jener Zeit, in der Reisen in die Heimat nur für wohlhabende Menschen möglich war. Und WDs Eltern waren um 1928, als die Mutter auch das jüngste Kind, Fritz, hätte leichten Herzens in die Obhut anderer lassen können, in keiner besonders glücklichen materiellen Situation. Vielleicht war auch der Widerstand der Verwandtschaft in Białystok gegen die Heirat nach Deutschland und in eine evangelische Familie ein Grund, eine Reise dorthin zu scheuen. Schließlich war der Kontakt, den sie zu ihren Verwandten und Freund_innen dort hielt beziehungsweise halten konnte, sehr sporadisch.

Von den wenigen Briefen, die sie ihrer Enkelin Liselotte übergab, ist leider keiner erhalten. Ein Wiedersehen mit dem Bruder während der Olympiade in Berlin fand nicht statt, weil die Kirner Familie befürchtete, ihr könnte auf der Reise durch rassistische Übergriffe etwas geschehen. Den Rat nicht zu fahren soll ihr der nationalsozialistische Bürgermeister Schneider gegeben haben, dem WD auch nach dem Krieg verbunden geblieben ist und für den er sich nicht nur bei der Entnazifizierung, sondern auch bei der Rückkehr ins Rathaus einsetzte. Eine Reise in die Heimat unternahm Frieda auch nach dem Krieg nie mehr und die Verbindung blieb für immer unterbrochen.

Ob WD mit seiner Mutter überhaupt den Begriff »Juden« beziehungsweise »Jüdin« verband? Für ihn war sie, wie er in den Erinnerungen schreibt, eine tüchtige Geschäftsfrau, die wirtschaftlich rechnen konnte und sich geschickt durchsetzte. Wohlmöglich hat er auch wirklich nicht allzu viel über die Vorgeschichte und



Abb. 1 Als Zehnjähriger

Verwandtschaft seiner Mutter gewusst, weil er als Schuljunge nur noch an den Wochenenden bei seiner Familie war. Er wuchs zum größten Teil bei seiner Tante Lin, Karoline Dröscher, auf, die ihn mit sieben zu sich nahm, und nicht ohne Dünkel als Spross einer der »besseren« Familien in Kirn erzog. Immerhin besuchte er die Familie, die aus der Stadt heraus in die Römer'sche Mühle neben das Sägewerk gezogen war, regelmäßig und beteuerte als Soldat auch in Briefen an seine Braut, wie verbunden er sich der so tüchtigen Mutter fühlte.

Zwischen nationalsozialistischen Verwandten und jüdischen Nachbarn

Unmittelbar nachdem Hitler mithilfe der deutschnationalen Reaktion an die Macht gekommen war, bei der sogenannten »Macht ergreifung« – WD war 12 Jahre alt –, begannen die nationalsozialistischen Verfolgungsmaßnahmen gegen Juden. Es gab noch keine Gesetze, aber die Ersten verloren ihre Arbeitsplätze, am 1. April riefen die Nazis zum Boykott jüdischer Firmen auf. Einzelhandelsgeschäfte, Ärzte, Rechtsanwälte wurden diskriminiert. »Nichtarisch« wurde zum Ausgrenzungskriterium bei der Entlassung der Beamten. In den Schulen wurde der Anteil der Juden beziehungsweise »Nichtarier« beschränkt, wobei die »Mischlinge ersten und zweiten Grades« jedoch ausgenommen waren. Obwohl WD sich also selbst zunächst als Schüler vom Rassismus nicht gemeint fühlen musste,

war auch seine Situation wie die der Familie unsicher geworden: welche Rechte hatten sie noch, welche waren ihnen beschnitten? Von direkten Angriffen auf Frieda Dröscher beziehungsweise die Familie ist bis zum Jahr 1938 nichts bekannt. Auch das Sägewerk war zunächst nicht betroffen, doch die allgemeine Rechtsunsicherheit für Juden und ihre Verwandten (vgl. Meyer 196) muss auch bei den Dröschers spürbar geworden sein.

Ob sich WD und seine Familie vom Antisemitismus vor 1935 überhaupt selbst betroffen fühlten? Tante Lin, bei der WD aufwuchs, hatte zumindest wohl keine Vorbehalte gehabt, als sie den 11-Jährigen 1931 mit einem ihrer Freunde, *der damals die Nazi-Zeitung vertrieb*, zu einer Großkundgebung Hitlers nach Idar-Oberstein mitgehen ließ. *Damals sah ich zum ersten Mal die schwarzen Uniformen der SS*, schreibt WD später in seinen Erinnerungen. Dagegen nannte Wilhelm Dröscher sen., überzeugter deutschnationaler Monarchist, Hitler einen Verbrecher, was seine jüngere Schwester Minna so aufbrachte, dass sie empört sein Haus verließ. Sie war wiederum mit einem Wirtschaftsjustiziar in München verheiratet, der schon 1934 der NSDAP beigetreten war und wie seine Frau aus seiner nationalsozialistischen Gesinnung keinen Hehl machte. Wie der Antisemitismus in dieser Verwandtschaft, die wie manch andere Nazis die Verfolgung von Juden bedauerten, wenn es einen Freund der Familie traf, auch ausgeprägt gewesen sein mag, WD verehrte diesen Onkel aus tiefem Herzen.

Von jüdischen Freunden der Familie in Kirn ist nichts überliefert, was merkwürdig erscheint, da viele Geschäftsleute in Kirn Juden waren und damit eigentlich zur »besseren Gesellschaft« der Kleinstadt hätten gehört haben müssen. Auch zur jüdischen Gemeinde hat es offenbar keine direkte Verbindung gegeben. Sie hatte zum Zeitpunkt der Errichtung des Naziregimes über hundert Mitglieder. Frieda Dröscher zählte offenbar nicht als Mitglied der jüdischen Gemeinde, was darauf zurückzuführen ist, dass in der Zählung der jüdischen Bevölkerung die konvertierten oder aus der jüdischen Gemeinschaft ausgeschlossenen Frauen, die christliche Männer geheiratet hatten, gar nicht auftauchten. 14 Kirner Kinder erhielten jüdischen Religionsunterricht. Furch und Ziemer haben Daten über

das Schicksal von etwa 150 jüdischen Kirnern und Kirnerinnen während des Dritten Reiches erforscht, ihre Geburtsdaten, Verwandtschaftsbeziehungen, Berufe sowie Adressen zusammengetragen und ihren Weg in den Tod im Vernichtungslager oder in die Emigration verfolgt. In einer Stadt, deren Bevölkerung zum Jahreswechsel 1932/33 etwa 7.500 zählte, stellten 150 jüdische Einwohner einen bedeutenden Anteil, war doch jeder 50. Mensch jüdischen Glaubens. (Vgl. Furch/Ziemer) Viele waren Geschäftsleute und hatten ihre Geschäfte im Steinweg, einer der ältesten Straßen und der Hauptgeschäftsstraße der Stadt. Es waren ein Lederwarenfabrikant darunter und ein Arzt.

Der jüdische Arzt Dr. Asch (geb. 1893) war 1918 nach Kirn gekommen und wohnte zunächst in der Bahnhofstraße 11. Als er mit seiner nicht jüdischen Frau Emmy eines der schönsten Häuser in der Neubaugegend am nördlichen Berghang oberhalb der Stadt bezog, verblieb seine Praxis in der Bahnhofstraße 11, just in dem Haus, in das Karoline Dröscher 1934 mit WD aus dem Nachbarhaus umgezogen war. Asch »galt als »Armenarzt«, weil er von weniger bemittelten Patienten kein oder nur ein geringes Honorar verlangte.« (Furch/Ziemer 21) In der Nacht vom 9. Juli 1933 wurden die Aschs in ihrem Wohnhaus von SA-Leuten überfallen, die Einrichtung verwüstet, Frau Asch bedroht und Dr. Asch in »Schutzhaft« genommen. Die Aschs flüchteten ins Saargebiet und emigrierten von dort aus nach Palästina. (Vgl. Furch/Ziemer 10) WD war 1933 schon 12, sicher haben sich die Familien gekannt und so kann ihm das Geschehen und das Schicksal der Aschs nicht verborgen geblieben sein. Vielleicht kannte er sogar Leo Asch, den Sohn des Arztes, der vier Jahre älter, zum Jahrgang des geliebten Veters, Carl-Theo Dröscher, gehörte. Da WD im Schuljahr 1935/36 in der Nachbarstadt Sobernheim die Städtische Realschule besuchte, ist es wahrscheinlich, dass er auch die Ausgrenzung und Verfolgung der Juden dort wahrnahm, von der selbst die Familie Marum, denen der größte Industriebetrieb der Stadt gehörte, nicht ausgenommen war. (Henry)